

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel

**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber

**Band:** 20 (1944-1945)

**Heft:** 7

**Artikel:** Was ist Ihnen an Ihrem Chef unangenehm? : Bekenntnisse von acht Sekretärinnen

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1069579>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

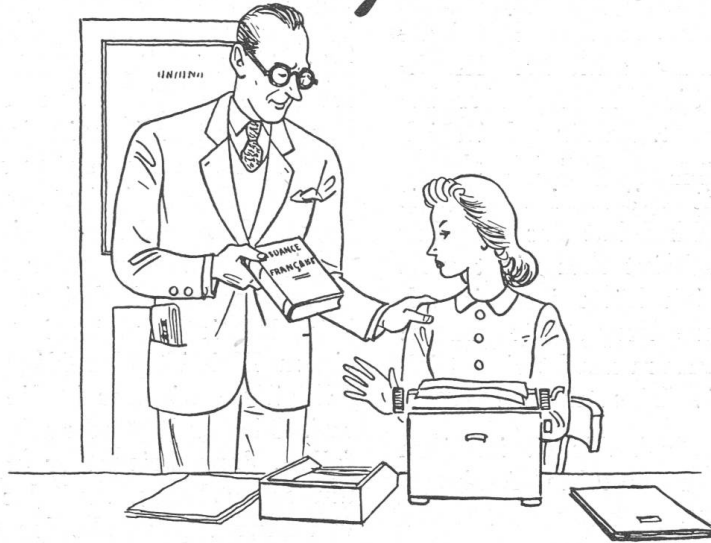
### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Was ist Ihnen an Ihrem Chef unangenehm?



Bekenntnisse von acht Sekretärinnen

Illustration von Marcel Vidoudez

*Die Frage ist unpädagogisch. Sie fordert auf, etwas zu tun, was man sonst gerade nicht tun soll, nämlich die Mitmenschen nur von einer und gar bloß von der ungünstigen Seite zu betrachten. Wir haben sie dennoch gestellt. Wir gaben den Schreiberinnen damit die Gelegenheit, einmal in aller Öffentlichkeit*

*ihr Herz auszuschütten. Und wer weiß, vielleicht faßt der eine oder andere Chef beim Lesen der Bekenntnisse Entschlüsse, die sich allseits nur günstig auswirken können.*

*Unsere Angestellten haben wir jedoch bei dieser Umfrage ausgeschlossen. Man lernt immer lieber von fremden Unzulänglichkeiten als von den eigenen.*

## Die Null

« Fräulein, zu mir! » brummt es im Telefon, und ich eile zum Diktat. Der Morgengruß unter der Türe heißt: « Grüezi, Fräulein! » « Mached Sie das, Fräulein, mached Sie säb, Fräulein », so geht es bis zum Abschied am Abend mit: « Adiö, Fräulein! » Gerade wie wenn ich keinen Namen hätte! Ich arbeite schon sechs Jahre in diesem Geschäft; aber ich halte es für möglich, daß mein

Chef tatsächlich nicht genau weiß, wie ich heiße, obschon er ja fragen könnte. Ich bin kein Lohengrin.

Treffe ich meinen Chef auf der Straße, beachtet er mich entweder gar nicht, oder er mustert mich mit einem Ausdruck im Gesicht, wie wenn er sich überlegen würde, ob er mich nicht auch schon irgend einmal gesehen hätte. Da ich von Natur aus ein höflicher Mensch bin, grüße ich dann eben zuerst. Dann bequemt er sich, zwischen den Zähnen

ein «Grüezi, Fräulein!» herauszudrücken. Wir haben auf unserm Büro mehrere Angestellte, die regelmäßig über die vorgeschriebene Zeit arbeiten. Ich mache freiwillig keine Überstunden. Ich habe in dieser Beziehung schlechte Erfahrungen gemacht. Sie werden weder bezahlt noch anerkannt. Dafür arbeite ich tagsüber so angespannt, daß ich abends meistens zur Zeit mit meiner Arbeit fertig bin. Mein Chef hat das offenbar gemerkt, und es scheint ihm nicht ganz zu passen; denn ich hörte ihn einmal, wie er eine andere Angestellte fragte: « Sie, sagen Sie, warum macht eigentlich mein Fräulein nie Überstunden? »

So ist mein Chef. Als ob ich ihm nicht selber die gewünschte Auskunft hätte geben können.

Dabei ist er ein korrekter Mensch. Er hat mich noch nie angebrüllt, ja mir noch kein ungrades Wort gegeben. Aber ich komme mir bei ihm nicht mehr so richtig als Mensch vor, eher als Nummer und meistens als keine sehr wichtige, ja oft geradezu als Null. Wenn mir meine Arbeit nicht gefallen würde, wäre ich wahrscheinlich schon lange nicht mehr dort.

□

## Der Jongleur

Bevor ich an meine jetzige Stelle kam, hatte ich Nerven wie Eisen. Ich wurde sogar in meiner eigenen Familie deswegen bewundert. Ja, es gab Leute, denen meine Nerven schon fast auf die Nerven gingen, so zum Beispiel meinem Freund. Heute kann ich keine Zeitung lesen, ohne daß mein Auge instinktiv auf Nervenberuhigungsmittel fällt. Ob sie wohl etwas taugen? Wenn ich es sicher wüßte, würde ich mich in tolle Ausgaben stürzen. Fünf bis zehn Franken würde ich ohne weiteres riskieren, und dabei wäre es nicht einmal für mich, sondern für meinen Chef. Ich müßte dann nur noch die Courage haben, sie ihm anzubieten. Aber eben, auch meine Nerven sind heute nicht mehr, was

sie waren. Man muß sich das nur vorstellen: Mein Chef stürmt zur Tür herein wie ein Wirbelwind, schlägt sie zu und rast wie eine wild gewordene Wespe im Bureau herum. Er hat die Methode, mir direkt in die Maschine zu diktieren. Ist die eine Hälfte eines Satzes geschrieben, kommt es ihm in den Sinn, daß er eigentlich etwas anderes hätte sagen wollen. Dann diktiert er einen andern halben Satz und fragt mich, was ich geschrieben habe, weil er es selbst schon vergessen hat. Dabei raucht er immer beim Diktieren und spielt dazu noch mit einem Bleistift oder klimpert mit einem Medaillon, wirft es in die Luft, fängt es auf. Oder er läßt es auch auf den Boden fallen, dann kriecht er unter den Tisch, um es zu holen, und das Spiel beginnt von neuem. Ich habe das Gefühl, daß er immer mindestens an drei Sachen zu gleicher Zeit denkt.

Sonst wäre mein Chef schon recht. Ich bekam schon im ersten Jahre drei Wochen Ferien und auf Weihnachten eine Gratifikation, die mich instand setzte, einige Wochen lang dem Spiel mit dem Medaillon zuzusehen, ohne mit den Wimpern zu zucken.

Allerdings hat er leider noch eine andere schlechte Gewohnheit: Er diktiert mir seine Privatbriefe. Ich bin eher großzügig, aber warum muß ich wissen, was er seiner « Lieben Tutt » und seiner « Lieben Susling » zu sagen hat? Auch wenn er seinem Schwager durch mich schreiben läßt, daß er nun leider nichts mehr für ihn tun könne und andere Familiengeschichten, so ist mir das direkt peinlich. Es gibt Briefe, die immer noch jeder persönlich schreiben sollte. Es hat etwas Entwürdigendes, Einsicht in so private Angelegenheiten eines Menschen zu bekommen, der einem eigentlich doch fern steht. Oder dann müßte mein Chef ja annehmen, ich denke mir überhaupt nichts bei dem, was ich schreibe. Aber ich bin ja kein Dictaphon! Ich habe einmal gelesen, daß die französischen Königinnen ganz ungeniert vor ihren Kammerdienern ihre Toilette besorgten. So unge-

fähr kommt mir das Verhalten meines Chefs vor. Dabei spielt er sich sonst gar nicht besonders auf. Er kann gelegentlich ganz vernünftig mit mir reden und mich bei etwas, das ich verstehe, sogar um meinen Rat fragen.

□

## Correspondance française

Mein Chef ist Ingenieur. Als solcher hat er den ganzen Tag mit Zehntausendsteln von Millimetern zu tun. Eine fanatische Exaktheit ist unerläßlich, aber ein Geschäft in diesem Stil zu führen tödlich. Herr S. diktiert mir seine Briefe in die Maschine. Er diktiert sehr schnell; doch ein gütiges Geschick führt mich meist an allen Klippen vorbei bis zum erlösenden «Hochachtungsvoll»; aber wehe mir, einmal fehlte nach dem zweitletzten Satz der vorschriftsgemäße Abstand. Mein Chef fiel über mich her wie ein Raubvogel, dessen Junge bedroht sind, aber damit nicht genug. Tagelang warf er mir den Abstand vor mit nie versiegender Entrüstung. Und als ich da kürzlich in einem französischen Briefe, nur aus Versehen selbstverständlich, levé schrieb statt levée . . . , aber um das zu verstehen muß ich die Vorgeschichte erzählen . . .

Ich hatte, es war an einem Samstag, eine halbe Stunde Überzeit gemacht und war eben im Begriff, beflügelten Schrittes das Büro zu verlassen; denn in sechs Minuten fuhr mein Schnellzug nach Winterthur. Da hörte ich hinter mir die Worte: «Fräulein R., würden Sie . . .» O Schreck, mein Schnellzug war futsch, es war die Stimme meines Chefs! «Würden Sie noch schnell diesen kleinen Brief abschreiben?» rief er. Es war, wie es sich herausstellte, ein fünf Seiten langes, nahezu unleserliches Schreiben.

Nach ein paar Minuten kam der Chef angerannt. «Erst zwei Seiten! Herrgott, meinen Sie eigentlich, ich wolle den ganzen Nachmittag hier bleiben?» Und nach drei Minuten von neuem: «So machen Sie doch vorwärts, zum Teufel,

Sie schreiben absichtlich möglichst langsam!»

Ich wurde ganz nervös, und dann passierte mir eben dieser Fehler, levé, statt levée zu schreiben.

Da war der Zapfen ab. Der Brief mußte natürlich nochmals abgeschrieben werden. Aber dazu mußte ich mir gefallen lassen, daß mir Herr S. vorschlug, mein Französisch aufzufrischen. Wahrhaftig! Nachdem ich gerade zwei Jahre in Lausanne und ein Jahr in Genf gewesen war, was der Chef genau wußte.

Und nun der Gipfel. Am Montagmorgen brachte mir Herr S. ein 400seitiges Buch mit «correspondance française» (natürlich antiquarisch). Er hatte es gekauft mit dem einzigen Zwecke, mich zu ärgern. Zugeben muß ich allerdings, daß er diesen erreicht hat.

□

## Der Idealfall

Komisch, daß gerade ich über dieses Thema schreiben soll. Mein Chef ist nämlich ideal. Das zeigte sich von allem Anfang an. Auf meine Offerte telephonierte er mir und lud mich auf den nächsten Tag zu sich ein. Er erschien mir sofort als das, was er ist: großzügig, freundlich, höflich. Zum Abschluß unseres Gesprächs zog er ein kleines schwarzes Büchlein aus der Tasche, in dieses schrieb er das Resultat unseres Gesprächs auf, und zwar im Doppel. Das eine Blatt behielt er für sich, das andere gab er mir. Er macht das, wie ich später sehen konnte, bei jedem geschäftlichen Gespräch. Ich fand das schon damals großartig.

Ich war als Privatsekretärin angestellt. Ich durfte alles ansehen, alle Briefe lesen, alle Schubladen öffnen. So hatte ich in kurzer Zeit eine genaue Vorstellung vom Geschäft. Das war für mich wunderbar.

Es kommt sehr selten vor, daß mich Herr B. in irgendeiner Sache korrigiert. Wenn er mich auf einen Fehler aufmerksam macht, geschieht das so freundlich, daß es eher wie eine Aufmunterung

wirkt. Er wird grundsätzlich nie wütend, er regt sich nicht auf, er ist immer liebenswürdig wie zu seiner eigenen Frau.

Dennoch ist mir nicht ganz wohl dabei. Er gibt mir auch wichtige Briefe nur in ein paar Stichworten an. Während er sie unterschreibt, erzählt er mir Anekdoten, wie die von einem seiner Geschäftsfreunde, der jeden Strichpunkt seiner Korrespondentin überprüfte und dann den verdienten Nervenzusammenbruch erlitt. Darüber vergißt er aber, den Brief zu lesen, den er unterschreibt. Das beweist ein großes Vertrauen, aber ob das geht?

Außerdem läßt er sich schamlos ausnützen. Er achtet alle Menschen, aber er kennt sie nicht. So wurde er von einem Angestellten durch Unterschlagungen schwer geschädigt. Als er es endlich merkte, entließ er ihn zwar; aber er brachte es nicht übers Herz, ihn anzuzeigen. Er ist zu gut, um Chef zu sein.

□

## Der Doppelschlüssel

Bei unserm Chef wird gespart, nur leider häufig am falschen Orte. Wir beginnen auch im Winter um halb acht. Um viertel vor acht wird überall das Licht gelöscht, obschon es, wie jeder weiß, oft bis neun Uhr halbe Nacht ist. Wir sitzen also im Dunkeln. Wer wie die Katzen auch in der Nacht sieht, arbeitet trotzdem, andere setzen sich an das spärliche Licht am Fenster. Die meisten aber arbeiten gar nichts, bis es heller wird. Nie darf einer dabei erwischt werden, wie er das Licht andreht! Sonst gibt's ein Hallo.

Was mich aber an meinem Chef am meisten verrückt macht, ist, daß ihm jedes Verhältnis zu unserer Arbeit abgeht. Er würde sich gar nicht wundern, wenn man einen Brief von fünf Seiten in fünf Minuten geschrieben hätte. Es wäre immer noch möglich, daß er trotzdem ein krummes Gesicht macht. «Machen Sie das und das und das!» Ihm ist es ganz gleich, ob und wie man dazu kommt. Wenn er einmal für einen Tag oder zwei

verreist, gibt er uns soviel zu tun, daß man nicht mehr weiß, wo aus und ein.

Im allgemeinen ist er höflich; das schätze ich sehr. Nur hat er die Gewohnheit, wenn es etwas zu reklamieren gibt, dies in einem Ton zu tun, daß man da steht wie ein begossener Pudel. Man kann nichts mehr sagen, man kann sich nicht verteidigen. Dabei schimpft er eigentlich nie, es liegt wirklich nur am Ton, in der Ironie; aber die bringt einen ganz aus dem Häuschen.

Ich komme sonst gut mit ihm aus. Es geht nett zu bei uns. Nur unter seinem Mißtrauen leiden wir alle. Er schließt, wenn er rasch ausgeht, alle Schränke in seinem Bureau, und wenn einmal eine Angestellte oder auch ein Angestellter krank oder in den Ferien ist, so benützt er das, um heimlich in ihren Pulten Stichproben zu machen. Er zieht jede einzelne Schublade persönlich heraus und untersucht ihren Inhalt. Er hat für alle Schubladen, die verschlossen werden können, einen Doppelschlüssel.

□

## Komma, Punkt

Ich war im «Aufsatz» immer eher gut. Das ist auch der Grund, weshalb ich mich entschloß, auf ein Bureau zu gehen. Ich wollte Korrespondentin werden. Es nimmt mich nur wunder, was ich mir damals darunter vorstellte! Auf jeden Fall nicht, daß man tagaus, tagein immer wieder die gleichen Briefe schreibt und einem diese erst noch Wort für Wort diktiert werden, sogar die Kommas und die Punkte. So aber geht es in unserm Geschäft zu. Ich habe gehört, daß meine Vorgängerin einmal den Bleistift auf den Tisch schmetterte und unsern Chef anbrüllte: «Pünkt bruuched Sie mir dänn nüd z'diktieren!» Es war eine geschiedene Frau und hatte wohl deshalb Haare auf den Zähnen. Aber eben, ich habe sie dann abgelöst, und die Punkte werden weiter diktiert. Das würde mir alles noch nichts ausmachen, wenn mein Chef wenigstens in einem anständigen Stil diktieren würde.

Ich habe schon mehrere Schriften über erfolgreiche Werbebriefe studiert, ja sogar einen Kurs besucht. Doch mein Chef hat dafür gar kein Verständnis. Jeder Brief beginnt mit den Worten: «Ihr Brief vom 22. ds. ist in unsern Besitz gekommen, und wir teilen Ihnen mit...» Sternefeufi! Warum beginnt er denn nicht mit dem, was er mitzuteilen hat? Aber das ist hoffnungslos...

Und Ordnungssinn besitzt mein Chef schon gar nicht. Da soll ich zum Beispiel etwas in einem großen Ordner suchen. Finde ich es nicht auf den ersten Griff, reißt er mir den Ordner aus der Hand, leert die ganze Korrespondenz auf das Pult, wühlt darin herum, bis ihm zufällig das gesuchte Schriftstück in die Hände fällt — oder auch nicht. Dann läßt er die ganze Bescherung ruhig liegen. Es ist ihm ganz egal, wieviel Zeit ich brauche, die Sache wieder in Ordnung zu bringen.

Unangenehm ist auch noch, wie unser Chef unsere Herren behandelt, die Militärdienst tun. Er ist offenbar davon überzeugt, daß Aktivdienst unbedingt und in jedem Falle Ferien bedeutet. Letzthin kam einer der Angestellten aus einem ziemlich langen Dienst zurück. Er mußte seine «Ferien» teuer bezahlen! Fortwährend hieß es: «So, das gämmer jetzt dem X., dä hät jetzt lang gnuuggsoldätlet, jetzt söll er nur wider schaffe!» Die Arbeit häufte sich bei ihm so unheimlich, daß er mir geradezu leid tat.

Das Schlimmste an meinem Chef ist seine felsenfeste Überzeugung, daß die ganze Bude zusammenkrachen würde, wenn er einmal ein paar Tage fehlen würde. Er erscheint sogar im Geschäft, wenn er krank ist; natürlich hat dann alles unter seiner Gereiztheit zu leiden.

Selbst der alte Prokurist kann sich nicht erinnern, daß mein Chef jemals Ferien machte. Ferien sollten aber auch für die Chefs obligatorisch sein. Wenn ich das Stimmrecht hätte, würde ich dem

Nationalrat vorschlagen, für eine Notverordnung in diesem Sinn einzutreten.

□

## Zustellung ins Haus

Wenn unser Chef um acht Uhr aufs Bureau kommt, begibt er sich sofort in sein Zimmerchen. Dort liegt die Post bereit. Atemlos horchen wir auf alle Geräusche, die zu uns herüberdringen und beobachten durch das Milchglasfenster ängstlich die Bewegungen der Silhouette des Chefs. Wenn die Türe aufgerissen wird und er brüllt: «Himmeldonnerwetter, halten Sie eigentlich eine Teestunde ab, vorwärts, vorwärts!» dann wissen wir, die Würfel für diesen Tag sind gefallen, es sind heute wenig Bestellungen eingegangen. Die Zahl der Bestellungen bestimmt jeden Tag nicht nur die Laune des Chefs, sondern des ganzen Personals.

An einem solchen schwarzen Tage werden wir von Herrn L. von einer Arbeit zur andern gehetzt; jede Arbeit ist dringend, an keiner kann man mehr als fünf Minuten sitzen. Da haben wir manchmal eine richtige Wut auf unsern Chef. Allerdings gibt es auch gute Tage. Dann ist alles, was wir machen, recht. Nur sieht man dann am deutlichsten, wie schön wir es eigentlich haben könnten.

Etwas mühsam ist es, wie unser Chef an seinem alten kaufmännischen Stil hängt. Ich habe einmal in einem Briefe beim Worte «höflichst» das «st» unterschlagen, mit Absicht. Ein «höflich» tut es doch gewiß auch! Aber das hat mir eine weitschweifige Rede über den Stil eingetragen, der ein Ausdruck des Geistes sei, und solche Sachen. Er kann und will halt nicht auf sein «höflichst» und «hochachtungsvollst» verzichten. Man muß das wohl seinem Alter zuschreiben.

Eine andere Spezialität unserer Firma ist das Vertragen der Post. Jeder Brief, jede Karte, deren Adressat in Zürich wohnt, wird persönlich hingebracht, und nicht etwa nur von den

Lehrtöchtern, nein, auch die Angestellten werden herumgeschickt. Kürzlich mußte ich sogar einen Reklamationsbrief einem Lieferanten in Oerlikon selber ins Haus tragen. Ich weiß nicht, ob in der Jugendzeit des Chefs die Post so teuer war, daß sich diese Methode lohnte. Heute ist sie auf jeden Fall unrentabel und für uns Angestellte unangenehm obendrein.

□

## Wotsch sie?

Was mich immer wieder ärgert, ist, wie nachlässig mein Chef angezogen ist. Sein Kragen sieht manchmal so aus, wie wenn er ihn eine Woche lang mit ins Bett genommen hätte. Ob ein Knopf mehr oder weniger offen ist, spielt bei ihm keine Rolle. Er gehört zu den Naturen, denen die altväterische Gewohnheit, die Serviette um den Hals zu binden, immer noch zu empfehlen wäre. Ich kann ihm meistens vom Rockrevers und der Weste ablesen, was er zu Mittag gegessen hat. Es mag ja sein, daß daran auch seine Frau schuld ist. Auf jeden Fall kommt das, wenn ich einmal verheiratet bin, nicht vor.

Mein Chef ist sonst ein netter, höflicher Mensch. Nur bin ich für ihn einfach die bezahlte Angestellte. Wie nett wäre es doch, wenn er mich einmal fragen würde: «So, händ Sie en schöne Sunntig gha?» oder wenn ich ein neues Kleid trage, vielleicht sagen würde: «He, Sie, Fräulein H., das Stöffli stahd Ihne aber guet!» Aber wahrscheinlich würde er das nicht einmal als korrekt empfinden. Er ist, was das betrifft, überhaupt etwas extrem. Als einmal an einem Morgen Herr B. zufällig auf dem Stuhl einer

meiner Kolleginnen saß und diese den Platz besetzt fand, setzte sie sich so schnell spaßhalber auf seine Knie. Sie ist ein sehr nettes Mädchen und der betreffende Angestellte ein hochanständiger Typ. Er faßte sie freundlichkeitshalber rasch um die Taille. Aber unglücklicherweise kam gerade mein Chef zu dieser Szene. Es kostete meiner Kollegin die Stelle.

Gerade so sollte man doch nicht sein! Immerhin ziehe ich diese Art Chef noch der andern vor, die ich kennen lernte, als ich meine erste Stelle suchte. Ich wurde damals auf eine Offerte aufgefordert, meine Photographie einzuschicken. Nach Zeugnissen oder Angaben darüber, was ich leisten könne, wurde nicht gefragt. Ich ging mich vorstellen. Da wurde ich in ein Zimmer geführt, in dem sich vier Herren befanden, Typen zwischen dreißig und fünfzig Jahren. Man ließ mich ruhig an der Türe stehen und begann, mich von Kopf bis Fuß zu mustern, stillschweigend, prüfend, abschätzend. Endlich wandte sich der Älteste an den Zweitältesten: «Wotsch sie?»

«Nei», war die lakonische Antwort.

Daraufhin wandte sich der erste an den dritten: «Wotsch sie du?»

Der kehrte sich auf unmißverständliche Art weg und knurrte: «Nei, danke!» Jetzt wurde der letzte gefragt: «Wotsch sie du villicht?»

Der ließ nochmals prüfend den Blick über mich gleiten und antwortete schließlich mürrisch: «Jo, warum nöd?»

Ich wollte dann meinerseits allerdings nicht. Man kann eben so oder so übertreiben.

□